

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1896

296 (17.12.1896) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 198



Nr. 198. Karlsruhe, Donnerstag, den 17. Dezember 1895

Nachdruck der Originalaufgabe des Unterhaltungsblattes ist untersagt.

Ohne Gewissen. (30)

Roman von Reinhold Ortman. (Nachdruck verboten.)

Was er zu hören geglaubt hatte, war keine Täuschung seiner erregten Sinne gewesen. In einer Entfernung von kaum zwei Schritten stand Edith Wallroth vor ihm, totenblau und mit tief-liegenden, brennenden Augen.

„Ich muß ihn sprechen!“ hatte sie eben dem bestürzten und ratlosen Dienstmädchen zugehört, um nun, da sie seiner ansichtig wurde, ohne Rücksicht auf die Anwesenheit der Dienerin umgestülmt auf ihn zuzueilern.

„Da ich Dich weder in der Fabrik, noch an einem anderen Orte fand, mußte ich hierher kommen,“ sagte sie mit erregt und heiser klingender Stimme. „Laß uns in Dein Zimmer gehen, denn ich habe mit Dir zu reden.“

Artois hatte für einen Augenblick daran gedacht, ihr den Eintritt zu verwehren; aber er fühlte sich ihrem gebieterischen Auftreten und ihren düster drohenden Blicken gegenüber so ohnmächtig, daß er sie willenlos an sich vorüber in das Zimmer hineinließ. Mit gesenktem Haupte folgte er ihr.

Stumm standen sie einander drinnen gegenüber. Edith erwartete seine Anrede, und er nahm all seinen Mut zusammen, um mit einem Vorwurf der Anklage zuvorkommen, auf die er gefaßt war.

„Bist Du von Sinnen, daß Du es wagst, mich hier in meiner Wohnung aufzusuchen?“ fragte er. „Wenn es Ingeborg war, die Dir statt meiner entgegentrat, was in aller Welt hättest Du ihr dann sagen wollen?“

Die Lippen der jungen Frau verzogen sich zu einer höhnischen Grimasse. „Als wenn es darauf noch ankäme — jetzt, wo wir doch im Begriff sind, der ganzen Komödie ein Ende zu machen! Ob sie es nun einen Tag früher oder später erfährt, was will das jetzt noch bedeuten?“

„Du hättest meine Antwort auf Deinen Brief abwarten sollen, Edith, vor einigen Stunden erst habe ich Dir ausführlich geschrieben.“

„Ich habe Deinen Brief erhalten, und eben deshalb bin ich hier. Glaubst Du wirklich, mich mit leerem Geschwätz und verlegenen Ausflüchten hinhalten zu können, Siegmund?“

„Aber ich schwöre Dir, Edith, daß von leeren Ausflüchten dabei nicht die Rede ist. Eine gemeinsame Flucht, wie Du sie von mir begehrst, ist unmöglich — jetzt wenigstens unmöglich! Ich werde mein Versprechen einlösen, sobald ich die Macht dazu habe, in diesem Augenblicke aber —“

„Sobald Du die Macht dazu hast, das heißt: niemals! Bemühe Dich nicht, mich zu überreden, denn ich durchschaue Dich ganz und gar. Aber ich gebe Dich nicht frei, ich kann Dich nicht mehr freigeben, und ich will es nicht. Ich verlange, daß Du Dein Wort hältst, gleichviel, ob Du es freudig

oder widerstrebend thust! In zwei oder drei Tagen schon kann Wallroth zurückkehren, und darum müssen wir morgen reisen.“

„Ich wiederhole Dir, Edith, es ist unmöglich! Hat Dich denn diese fixe Idee ganz und gar um alle Besinnung gebracht, daß Du nicht mehr imstande bist, die Lage zu begreifen? Dieser unerwartete Erfolg mit meinem Heilmittel hat die Verhältnisse von Grund aus verändert, und ganz abgesehen von hundert anderen Bedenken, würde ich schon durch die Rücksicht auf die daraus erwachsenen Pflichten gezwungen sein, vorläufig hier zu bleiben. Die Herstellung des Mittels kann nur durch mich erfolgen, denn so lange das Verfahren mir nicht patentiert worden ist, muß es selbstverständlich mein Geheimnis bleiben. Ich habe mit dem Direktor der chemischen Fabrik bestimmte Abmachungen getroffen, an die ich moralisch und rechtlich gebunden bin und —“

„Genug, genug!“ fiel sie mit einer verächtlichen Handbewegung ein, immer in jenem heiferen, leidenschaftlich erregten Flüsterton, in dem diese ganze Unterhaltung geführt wurde. „Was Du mir auch sagen könntest, es würde nicht imstande sein, mich zu überzeugen. Denn es ist ja nichts als ein Vorwand. Was könnte denn Schlimmeres geschehen, als daß die Bereitung dieses wunderbaren Mittels auf einige Zeit eingestellt werden müßte. Dein geistiges Eigentum würde die Entdeckung immer bleiben, und Du würdest an jedem beliebigen Orte der Welt die Mittel finden, sie zu verwerthen. Gerade dieser glückliche Zufall ist es ja, der uns in den Stand setzt, selbst unseren kühnsten Träumen Erfüllung zu verschaffen.“

Er sah, daß sie unergründlich war in ihrer Absicht, ihn bis zum Aeußersten zu treiben, und die Wut der Verzweiflung erfaßte ihn.

„Und wenn Dir dies alles noch nicht Grund genug ist, von Deinem wahnwitzigen Vorhaben abzusehen, so laß Dir sagen, daß ich hier bleiben muß, weil es vielleicht in diesen Tagen und Wochen gilt, einen Kampf zu führen, wie er ernster und furchtbarer noch nie zu bestehen war, einen Kampf um meine Existenz, um meine Ehre, um mein Leben! Ich darf Dir nicht offenbaren, um was es sich handelt. Aber, ich schwöre Dir, daß ich nicht von hier fortgehen könnte, und gälte es, draußen das überschwänglichste Glück zu finden, das je einem Menschen zu teil geworden ist.“

Unverwandt sah ihn Edith mit ihren glühenden Augen an, während er sprach, und als er geendet hatte, sagte sie rauh und hart: „Du mußt gehen, Siegmund, Du mußt!“

Da stürzte er auf sie zu und packte sie, wie wenn er sie in seinen Händen zerdrücken wollte.

„Weiß, bist Du gekommen, um mich rasend zu machen? Ich kann nicht — hörst Du? Ich kann nicht — und ich will nicht! Wer wollte sich vermaßen, mich zu etwas zu zwingen, das ich entschlossen bin, nicht zu thun?“

Noch immer bohrten ihre unheimlich heißen Augen sich in sein leichenblaßes Gesicht.

„Ich!“
Er gab sie frei, und die Arme fielen ihm schlaff am Körper herab. Er kannte ja das Mittel, das sie besaß, ihn zu zwingen, und in diesem Augenblick mußte er, daß sie nicht zögern würde, sich desselben zu bedienen.

Wohl eine Minute lang war es still, dann fuhr Edith fort: „Du sagst, daß Du nicht gehen kannst, weil irgend etwas Großes dabei auf dem Spiel stände, und aus dem nämlichen Grunde kann ich nicht bleiben. Ich habe Dir bisher nicht gesagt, woher ich das Geld genommen, um Dich zu reiten; aber Du mußt wissen, daß ich es mir nicht auf erlaubte Weise verschafft haben konnte. Ich wußte, daß der Professor in seinem Schreibtisch eine Summe von zwanzigtausend Mark verwahrte, die er in der allernächsten Zeit für einen bestimmten Zweck zu verwenden gedachte. Ich wußte auch, daß er mir bei seiner Abreise die Schlüssel einhändigen würde; denn er pflegte das immer zu thun, wenn er länger als für einen Tag abwesend war. Darum wurde es mir so leicht, das Geld zu beschaffen, das Dich vor der Schande bewahrte. Als Dein Versprechen mir die Gewißheit gegeben hatte, daß ich nicht mehr genötigt sein würde, meinem Manne noch einmal unter die Augen zu treten, nahm ich die Staatspapiere, in denen die Summe bestand, an mich, und verkaufte sie bei einem Bankier. Begreifst Du nun, Siegmund, daß ich die Rückkehr des Professors nicht mehr abwarten darf?“

„Ist es nichts anderes als das? Warum hast Du mir von diesem Sachverhalt nicht längst Mitteilung gemacht? Es kostet mich nur ein einziges Wort, um die Summe, die Du für mich vorauslagst, von dem Direktor der chemischen Fabrik zu erhalten. Morgen Vormittag schon wird das Geld in Deinen Händen sein.“

Ediths schönes, kaltes Antlitz verfinsterte sich noch mehr, und sie schüttelte energisch den Kopf.

„Es ist zu spät! Auch wenn ich die gestohlenen Papiere durch andere ersetzte, würde dem Professor nicht verborgen bleiben, was ich gethan habe. Ich weiß, daß er die Nummern in sein Taschenbuch notirt, und ich kenne seine Gewohnheiten zur Genüge, um sicher zu sein, daß er schon nach Verlauf weniger Tage die Unterschlebung entdeckt haben würde.“

„Und dennoch bleibt uns keine andere Möglichkeit als diese. Da Du so viel Gefährlicheres wagen wolltest, Edith, wird es Dir auch nicht an Mut und Klugheit fehlen, dieser ungleich geringeren Gefahr zu begegnen. Wie in aller Welt sollte der Professor dazu kommen, die Nummern zu vergleichen, wenn er sich mit einem Blick von dem Vorhandensein der Effekten überzeugen kann? Und wenn das Unwahrscheinliche dennoch geschähe, wie leicht würde es Deinem erfinderschen Scharfsinn werden, durch irgend eine glaubhafte Fabel seinen Argwohn zu zerstreuen?“

„Also Lüge — Lüge und immer wieder Lüge! Nein, Siegmund, ich bin des Lügens satt, es ekelt mich an. Und ich bin in einer Stimmung, die mir jedes Ende willkommen macht, als eine Fortdauer dieses unerträglichen Zustandes. Weigerst Du Dich wirklich, mit mir zu fliehen, so wird mein Mann noch am ersten Tage nach seiner Rückkehr alles erfahren.“

„Edith! Du bist außer Dir! Nur der Wahnsinn kann Dir einen Gedanken eingeben wie diesen.“

„Wenn ich wahnsinnig bin, so bist Du es, der mich dahin gebracht hat. Was ich während dieser letzten Wochen habe erdulden müssen, mag wohl genug sein, um den Verstand eines Menschen zu verwirren.“

Artois ließ ein paar Mal im Zimmer auf und nieder; dann blieb er vor ihr stehen und sagte ganz lautlos: „Sieh mir meinen Wechsel zurück, Edith, ich schwöre Dir —“

Ein Lächeln, das ihm schrecklicher schien als die wildesten Ausbrüche ihrer Leidenschaft, ging über ihr Gesicht.

„Was glaubst Du von mir, Siegmund? Du weißt ja am besten, daß man sich nicht ohne Not von so theuren Erinnerungen trennt.“

Er biß sich in die Lippe; aber nach Verlauf einiger Sekunden fuhr er mit aller Weichheit und Innigkeit, die er seiner Stimme zu geben vermochte, fort: „Laß uns denn unsere Erinnerungen austauschen, Edith, den Brief Deines Vaters gegen meinen Wechsel; wir werden —“

Wieder unterbrach sie ihn durch eine entschieden abwehrende Geberde: „Es ist unnütz, darüber zu reden. Der Brief meines Vaters hat keinen Wert mehr für mich. Du magst Dich seiner bedienen, wie es Dir gefällt. Und Du hast meine Meinung gehört, ich denke, wir hätten einander nach diesem nichts mehr zu sagen.“

Sie ging langsam zur Thür, doch Artois vertrat ihr den Weg.

„Wann kehrt der Professor zurück?“

„In drei oder vier Tagen, wie ich nach seinen Briefen annehmen muß. Er hat sich nicht mit voller Bestimmtheit darüber geäußert.“

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachten an Fürstenthöfen.

Von Th. B. Gall (Berlin).

Wenn in der Stille armer Leute das „Stille Nacht, heilige Nacht“ aus dem Munde von Kindern erklingt, die nur in Lumpen gehüllt und aller Freude bar sind an diesem schönsten aller Feste, dann erklingt vielleicht zur selben Stunde, im gleichen Augenblick eben dies innige Lied auch in den glänzenden Räumen, wo die Mächtigen dieser Erde die Wiederkehr der Weihnacht feiern. Ist doch die Feier gerade dieses Festes, das den Unterschied der Stände und Klassen zu verwischen und vorübergehend aufzuheben wie kein zweites geeignet ist, im Grunde dort oben, wie hier unten, die gleiche. Nur daß freilich in den Fürstenthöfen die Geschenke reichlicher ausfallen und der Christbaum in einen so kostbaren Schmuck gekleidet ist, wie ihn eben nur die Höchstherrschenden den übrigen bieten können. Die Tanne selbst findet sich heute wohl überall, wo man überhaupt Weihnachten feiert. In den einzelnen Gebäuden mögen sich sonst zwar die verschiedenen Herrscherhäuser je nach der Sitte ihres Landes unterscheiden, aber den düstigen Sprossen des Waldes in seinem grünen Nadelkleid und dem Kerzenschein, der von ihm ausgeht, haben sie insgesammt. Der deutsche Weihnachtsbaum hat jedes andere Symbol dieses Festes aus den Brunkfälen gekrönter Häupter verdrängt, um selber, als Sieger überall herzlich bewillkommen, seinen Einzug zu halten.

Jahrhunderte freilich vergingen, bevor dies möglich wurde, und es bedurfte der emsigsten Bemühungen, um dem Tannenbaum einen Platz bei fremden Völkern zu erringen. Selbst eine den Deutschen so stammverwandte Nation, wie die Engländer, wollte sich im Anfang durchaus nicht mit unserm grünen Tannenschmuck befreunden. Auf dem Throne des britischen Inselreiches saß das Haus Hannover, also doch ein echt germanisches Fürstengeschlecht, aber der heimathlichen Sitte vermochte es nicht Eingang zu verschaffen. Man bequeme sich also recht und schlecht zum Nisselzweig und der immer grünen Stechpalme, den landesüblichen Symbolen dieses Festes. Erst der Prinzregent Albert, der Gemahl der Königin Victoria, hat dem deutschen Weihnachtsbaum in Windsor eine dauernde Stätte erkämpft. „Wir haben einen echten, grünen Tannenbaum aufgestellt, mit Nusseln und Nüssen behangen und mit brennenden Wachskerzen geschmückt“, schrieb er an seinen Bruder, den vor einigen Jahren aus dem Leben geschiedenen Herzog Ernst von Koburg-Gotha. Und die Königin Victoria selber schilderte die Scene: „Albert hat darauf bestanden, daß er einen Weihnachtsbaum haben wolle. Das Anspucken hat uns viele Freude gemacht; welche Fülle von Poesie liegt doch in dieser schönen Sitte! Nun flammt und glühert er weithin durch die Räume, zur Freude der Kinder, die sich nicht satt sehen können an dieser lieblich-schlichten Pracht“ . . .

An den deutschen Fürstenthöfen selber ist natürlich der Weihnachtsbaum überall angetroffen. Bekannt ist, wie hoch der alte Kaiser Wilhelm diese Sitte hielt: sowohl in den traurigen Weihnachten seiner Jugend, als er an der Seite seiner geliebten Mutter, der Königin Luise, vor dem korymbischen Eroberer in den äußersten Norden des halbierten Reiches floh, als auch in den Tagen des höchsten Ruhmes, da das deutsche Hauptquartier in den stolzen Räumen von Versailles aufgeschlagen war, wo einst der „Sonnenkönig“ seine glänzenden Feste beging — niemals hat der Tannenbaum am heiligen Abend gefehlt. Auch sonst hielt der greise Monarch mit der ihm eigenen Treue fest an sämtlichen Gepflogenheiten, die sich für dies Fest mit der Zeit eingebürgert hatten. Die Dienerschaft empfing ihre Geschenke, unter denen der Teller mit seinem reichlichen Inhalt an Nusseln, Nüssen und Pfefferkuchen einen wichtigen Bestandteil bildete. Die Mitglieder der kaiserlichen Familie aber erfreuten sich durch Spenden, die auf sinnige Weise dem geheim gehegten Wunsche gegenseitig Genüge verschafften. In dem schmucklosen Schlosse zu Babelsberg findet sich manche Handarbeit, die von der Großherzogin von Baden dem hohen Elternpaar für die Weihnachten mit emsigem Fleiße gestiftet wurde, während die Kaiserin Friedrich, bekannlich auf den meisten Gebieten der Kunst zu Hause, bald eine wertvolle Stütze auf die Leinwand zauderte, bald eine Büste oder Statuette eigenhändig meißelte. Dann versammelten sich die gesamten Mitglieder der kaiserlichen Familie, um dem Bierkarpsen zuzu-

sprechen, der am heiligen Abend allgemein stöblichen Hausmanns-
kost in Norddeutschland, und zum Abendlich als man schließlich
Mohnspielen, die bei den Hohenzollern seit undenklicher Zeit an
diesem Feste niemals fehlten. Im historischen Eckzimmer aber
strahlte der Christbaum im Lichterglanz und kündete weithin der
vorüberwallenden Volksmenge, daß droben nach echt germanischer
Sitte die Weihnachten gefeiert würden.

Wenn dies Fest heute an fast sämtlichen Fürstentümern Europas
so viele echt germanische Gebräuche aufweist, so liegt der Grund
zumeist darin, daß eben überall dort eine deutsche Dynastie herrscht
oder noch außerdem enge, liebe Beziehungen zu der eigentlichen
Heimat in Kraft geblieben sind. Die Hohenzollern in Ru män i e n
haben ebenjogut ihren Christbaum wie die Koburger in Belgien.
Die deutsche Herrscherin, die so sicher nach dem Tode des Gatten
im stammverwandten Holland die Fäden der Regierung lenkt,
und das habsburgische Fürstentum, das unter weit schwierigeren
Verhältnissen den sonst stets schwankenden spanischen Thron mit
geradezu männlicher Thatkraft für den jugendlichen König zu
festigen sucht: beide haben den lichtergeschmückten Sohn des ger-
manischen Waldes als charakteristisches Symbol der Weihnachten an
ihren Höfen eingebürgert. Das Haus Schleswig-Holstein-Sonder-
burg-Glücksburg, das über Dänemark herrscht, ist an sich im
Grunde deutsch mit jedem Tropfen Bluts, der durch seine Adern
rinnt. Hier hatten germanische Geyflogenheiten stets ihre Stätte;
sie stammen noch aus der Zeit, da der augenblickliche greise Mon-
arch als schlüchter Privatmann ohne die geringste Anwartschaft
oder Hoffnung auf die norwegische Königskrone in Deutschland
selber seine Tage spann. Ähnlich verhält es sich mit den Bernad-
ottes in Schweden. Diese eigentlich südfrenzösische Dynastie
hat sich von Ehe zu Ehe mit deutschen Fürstentöchtern verchwägert,
und wenn die augenblickliche Kronprinzessin von Schweden den
heiligen Abend feiert, so geschieht dies in treuer Erinnerung an ihr
trautes Elternhaus in Karlsruhe und ganz nach der Weise, wie sie
es bei dem alten Kaiser Wilhelm, dessen Liebling sie war, in den
Tagen der Kindheit zu Berlin gesehen.

Daß sich die spezifischen Gebräuche eines jeden Landes zu den
aus Deutschland übernommenen in den meisten Fällen hinzu gesellen
müssen, braucht kaum besonders betont zu werden. Am Hofe der
Königin von England fehlen selbstverständlich am heiligen Abend
niemals die Gerichte, an denen John Bull sein besonderes Wohl-
gefallen hat. Das ist vor allem der bekannte Klumpudding, ein
echt englisches Nationalgericht, das nicht weniger als 7 Stunden
kochen muß, bis es würdig ist, auf die Tafel der britischen Majes-
tät zu kommen. Es wird eigens in Windsor zubereitet und nach
Schloß Osborne geschickt, wo es, natürlich kalt angekommen, noch-
mals weitere 3 Stunden zu kochen hat. Serviert wird es mit einer
nicht weniger charakteristisch hergerichteten Brandysauce. Souff-
lé man noch bei der Familientafel Waldschneepastete, ge-
röstetes Hirschfleisch und Wildschweinopf; diesen letzteren pflegt
übriqens gewöhnlich der deutsche Kaiser seiner erleuchten Gross-
mutter zu diesem Feste zu senden. (Schluß folgt.)

Verchiedenes.

Die Heils-Armee hat sich in Deutschland unter der
Leitung des Kommandeurs Meckie, eines Engländer, der
ziemlich rasch deutsch gelernt zu haben scheint, vor längerer Zeit
neu organisiert und breitet sich immer mehr aus. An vielen Orten
werden regelmäßig Versammlungen gehalten, so in Berlin in 5
verschiedenen Stadtgegenden. Das Publikum hat sich allmählich
an die etwas sonderbaren Formen der Gottesverehrung gewöhnt
und verhält sich nicht mehr unfreundlich gegen die Heils-Armee,
deren „Seelenrettung“ zweifellos gut gemeint ist und auch thatsäch-
lich bei vielen verlassenen Leuten Erfolg hat. Vom 21. bis 28.
November hatte die deutsche Heilsarmee ihre sogenannte „Selb-
stverleugungswache“, in der alles, was Offiziere, Soldaten
und Freunde sich am Munde absparen, der Heilsarmee übergeben
wird. Zu diesem Zwecke wurden über ganz Deutschland kleine
Papierfächer für milde Gaben verandt. Nunmehr macht der
„Kriegsruf“, das in etwa 8000 Exemplaren allwöchentlich er-
scheinende Organ der Heilsarmee, das Ergebnis bekannt. Im
vorigen Jahre hatte die Selbstverleugnung 4200 M. ertragen, und
es war für dieses Jahr verkindet worden, daß das Hauptquartier
auf etwa 6000 M. rechnet. Wirklich eingegangen sind 8882 M.,
und wegen dieser alle Erwartungen übersteigenden Summe wird
nun mit Pauken und Trompeten jubiliert. Zu gönnen ist dieser
Ertrag der Heilsarmee, denn der Dienst der Offiziere ist kein leicht-
er, und sie müssen unverdrossen arbeiten, um ihr Ziel der Men-
schenbeglückung in ihrer Weise zu erreichen.

Hier Menschenleben hat am Samstag Nachmittag
eine heftige Explosion in einem Laboratorium an der
Spenerstraße zu Alt-Moabit bei Berlin gefordert. Wie die
„Nat.-Ztg.“ berichtet, sind der Inhaber des Laboratoriums, Georg
Jaac, und 3 Arbeiter getötet und in Stücke zerrissen worden.
Jaac beschäftigt sich seit langer Zeit mit der Herstellung von
Acetylen gas bezw. Neuerungen in der Herstellung dieses Gases.
Noch vor einigen Tagen erhielt er in seinem Laboratorium den

Besuch des Hausministers v. Wedell, und es heißt, daß auch der
Kaiser sich für die Erfindungen interessierte und sie demnächst zu
besichtigen gedachte. Das Grundstück enthält ein Vorderhaus mit
herrschaftlichen Wohnungen und einen großen Hof mit einem Quer-
und zwei Seitengebäuden, in denen sich verschiedene Fabrikanlagen
befanden. Im dritten Stock des rechten Seitenflügels hatte Jaac
seit dem 1. Oktober d. J. sein Laboratorium. Der Raum war durch
eine Madschwand in zwei Teile geteilt. Von dem ersten Raum führt
in den zweiten eine Thür in der Mitte der Wand. Herr Jaac
beschäftigte 4 Arbeiter; einer von diesen war Samstag Nachmittag
zufällig nicht anwesend. Um 4 Uhr nachmittags gab es auf dem
Grundstück einen furchtbaren Knall. Zugleich flogen aus der Jaac-
schen Werkstatt zertrümmerte Fenster, zersplitterte Glasröhren, Holz-
stücke u. s. w. auf den Hof herab. In den Gebäuden des Grund-
stücks selbst zerprangen auf dem Hofe am Quergebäude und an
den Seitenflügeln zahlreiche Fensterscheiben, weithin in der Nachbar-
schaft war der Knall vernehmlich, wenn auch die Lusterschütterung
keinen Schaden mehr anrichtete. Die Feuerwehr erschien nach kurzer
Zeit mit zwei Bügen und sand die Einrichtung des Laboratoriums
in Flammen, konnte das Feuer aber bald löschen. Die Verwüstung
war entsetzlich. Herrn Jaac und seine 3 Gehilfen fand man als
Leichen in Stücke zerrissen über den ganzen Raum zerstreut. Je-
gend ein ganzes Instrument war in den Räumen nicht, mehr zu
finden. Aus Besorgnis vor neuen Explosionen wagte man nicht die
Räume mit Licht zu betreten und die einzelnen Leichenteile mußte
man im Dunkeln zusammensuchen. Der polizeiliche Leichenwagen
mußte auf dem Hofe lange warten, bis man zwei Leichen zusamen-
gelegt hatte. Um 7 1/2 Uhr sah man in dem ersten Raume noch die
Leiber von zwei Getöteten, denen die Glieder abgerissen waren.
Worauf das Unglück zurückgeführt werden muß, wird wohl nie-
mals genau festgestellt werden, da kein Zeuge der entsetzlichen
Katastrophe sie überlebt hat.

Antknpfend an den hübschen Ar-
tikel in Nr. 197 des Unterhaltungsblattes der „Bad. Landesztg.“
über die Geschichte der „Pensée“ möge es uns gestattet sein, eine
kleine Erklärung zu geben über den Namen „Stiefmütterchen“.
Dieselbe stammt allerdings aus Dänemark, wo in der Landessprache
dennoch für diese Blume auch die Bezeichnung „Stiefmütterchen“
gebräuchlich ist. Die kleine allerliebste Erklärung wurde uns von
einem dänischen Offizier erzählt und ist wohl dort allgemein be-
kannt, verdient aber auch bei uns Verbreitung zu finden: „Die
Stiefmutter, das große breite unterste Blumenblatt, sitzt behäbig
auf 2 Stühlchen, den Kelchblättern, und hat viele Butter (die
gelben Stellen), ihre rechten Kinder sitzen in ihrer Nähe, je auf
einem Stühlchen und haben auch Butter bekommen. Die Stief-
mutter aber haben zusammen nur ein Stühlchen und gar keine
Butter.“ Nun sagt uns vielleicht noch jemand, warum in Frank-
reich die Blume den Namen „Pensee“ Gedankblümchen be-
kommen hat?

Eine neue Erfindung, welche für Theater, Vereine
und Maler von großem Interesse sein dürfte, ist ein von dem
Kunstschuldirektor C. Schlegel in Meiningen konstruierter Apparat,
mittels dessen man nach einer Mitteilung des Patent- und tech-
nischen Bureaus von Albert Oberlein in Suld, durch Kalklicht oder
elektrisches Licht die erst auf eigene Art durchsichtig gemachten
kleinen Entwürfe und Muster in beliebiger Größe auf die woge-
recht aufgespannte Leinwand in wenigen Minuten projizieren kann.
Durch die riesige Feiterparnis dürften sich die Preise für Theater-
decorationen entsprechend viel billiger stellen als bisher. Zunächst
wird dieses neue Verfahren nur in den Ateliers der Meininger
Theatermalerei vom Erfinder selbst ausgeführt.

Zwei Pilgerinnen aus der Provinz Posen, Mag-
dalene Kundorf und Agathe Ditzewska, trafen vor einigen Tagen
in Rom ein. Sie hatten die Heimat im Frühjahr verlassen und
sich zunächst nach Lourdes durchgebettet. Von dort aus hatten sie
sich auf den Weg nach Rom gemacht. Den größten Teil des
Weges legten sie zu Fuß zurück, nur hier und da erlaubte ihnen
die Mildthätigkeit eines Gläubigen, auf eine kurze Strecke die
Eisenbahn zu benutzen. Bei ihrer Ankunft in Rom begaben
sie sich unverweilt zur Peterskirche. Aber hier, am Ziele ihrer
mühsamen Wallfahrt, wurden sie von ihren Kräften ver-
lassen. Die Kirchenbediener brachten die halb Ohnmächtigen
nach der Sakristei. Man stärkte sie und holte dann einige
deutsche und polnische Priester, die sich der Wallfahrerinnen an-
nahmen. Beide Frauen wurden bei einer Witwe untergebracht. Diese
aber hatte nur zu rasch Kräfte, sich über die frommen Einwoh-
nerinnen zu beklagen, da diese die Nacht zum Tage machten und
sich zu geißeln begannen, sobald es dunkel wurde, um mit dieser
Selbstquälereien abzubringen, aber die Kundorf geriet
darüber so in Erregung, daß sie drohte, sich aus dem Fenster zu
stürzen, wenn man sie nicht gewähren lasse. Nunmehr rief die
erschreckte Hauswirthin die Polizei zu Hilfe, was zur Folge hatte,
daß die rasende Pilgerin in unvollständigem Kostüm aus dem
Hause tief und sich in die Peterskirche flüchtete. Hier konnte man
ihr endlich habhaft werden und sie einem Arzte vorführen, der

erkannte, daß die Kernte von religiösem Wahnsinn erfaßt sei, weshalb sie nach dem Irrenhause gebracht wurde. Agathe Dzierwska war auf freiem Fuße verblieben. Aber während sie am Sonntag in der Kirche Santa Maria Maggiore der Messe beizuwohnte, kam auch bei ihr der Wahnsinn zum Ausbruch. Sie riß von der Wand ein schweres Kreuz ab und drang damit auf die Andächtigen ein. Der herbeieilende Priester wurde von ihr am Kopfe verwundet. Schließlich bändigte man sie und noch am selben Abend schlossen sich auch hinter ihr die Pforten des Irrenhauses.

— Jung gefreit. Der „New-Yorker Staatszeitung“ wird aus Jeanette (Pennsylvanien) vom 27. November gemeldet: Unser Städtchen kann sich rühmen, die jüngste verheiratete Frau in seinen Mauern zu bergen. Die 12 Jahre alte Caneta Gatt, eine Schülerin der hiesigen Volksschule, wurde seit einigen Tagen von ihrer Lehrerin vermißt. Als der zuständige Beamte in Gemäßheit der Bestimmungen des Schulwangsengesetzes nach der elterlichen Wohnung ging um die säumige Schülerin zum Besuch der Schule zu veranlassen, wurde er von der Mutter des Mädchens in Kenntnis gesetzt, daß letzteres soeben mit Einwilligung der Eltern den 35 Jahre alten Italiener F. Patri geheiratet habe und nicht mehr in die Schule kommen werde. Angefichts dieser merkwürdigen Tatsache mußte der Beamte unverrichteter Sache wieder von dannen ziehen.

Humoristisches.

Ein klassischer Feldwebel. Einjähriger: „Heut' sind Sie wieder einmal gefürcht!“ — Feldwebel: „Ja, I bin halt — wie der alte Cäsar sagt — a' weni' wieder wiß!“
Pensionsvorsteherin: „Ein Brief und ein Bouquet von einem Lieutenant! Was soll das heißen, Leonore?“ — Leonore: „Aber, Fräulein, wir leben doch nun einmal in einem Militärstaat!“

Aus einem Hochzeitscarmen.
Lebchen war die Braut von Maxen,
Der in ihr sein höchstes fand;
Alle Beide sind verwachsen
Zinnig durch der Liebe Band.

„Schwöre nicht und küsse nur.“

Ich sah ein Sternlein fallen
In klarer Winternacht
Und hab' mir nach alter Sitte
Sofort etwas gedacht:
„Ach, wär' ich doch beim Liebchen,
Beim Liebchen am fernem Rhein,
Wie sehr, wie sehr, lieb' Sternlein,
Wollt' ich dir dankbar sein!“
Gar gnädig winkt das Sternlein
Gewährung mir im Nu;
Und schon trug mich mein Jephth:
Dem fernem Strome zu.
Doch weh! Ein andrer kniete,
Wo ich so oft gekniet.
Und doch, was schwurst du alles,
Wie ich in Thränen schied!
So war denn deine Liebe
Nur eitel Lug und Trug,
Du spieltest mit dem Herzen,
Das glühend für dich schlug!
Jetzt hast du einen andern
Im Liebestrausch betört,
Ein andrer küßt die Lippe,
Die ihm jetzt Treue schwört.
Vielleicht, daß eines Tages
Die Neue dich erfaßt,
Daß du dein Glück so schnelle
Von dir gewiesen hast.
Belogen und betrogen
Fühlst du dann selbst allein,
Fühlst du im eignen Herzen
Der Lüge Dual und Pein.

Karlchen Schlaumeyer, Karlsruhe.

Litterarisches.

— Barbara Blomberg. Historischer Roman von Georg Ebers. 2 Bände. (Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart.) Ein bedeutendes Stück deutscher Vergangenheit führt Ebers mit diesem seinem neuen Roman herauf. Die Handlung entwickelt sich zunächst in der freien Reichsstadt Regensburg, die Kaiser Karl V. zu seiner Residenz ausersehen hatte, als er in schweren Sorgen erwoog, wie der Zwiespalt zu schließen sei. Sein Geist ist umbüstert, auch wird der allmächtige

*) Auflösung des Bilderrätsels in der letzten Samstagnummer: „Lügen haben kurze Beine“.

Herrscher, der sich rühmen konnte, daß in seinem Reiche die Sonne nicht untergehe, arg von der Gicht gequält. Indessen erblickt dem Vielgeplagten noch ein sonniges Glück in der Liebe eines jungen, schönen und reichbegabten Mädchens, der Tochter eines verarmten, doch ritterbürtigen Hauses. Nur zu kurze Zeit währt das Idyll, denn der argwöhnische Herrscher beginnt an der Aufrichtigkeit des Mädchens zu zweifeln, und von Ehrgeiz und Eifersucht getrieben, giebt Barbara selbst ihm Grund zum gerechten Zürnen. Wohl erkennt der Kaiser den Kraben, dem sie das Leben schenkt, als seinen Sohn an, aber unter der Bedingung, daß die Mutter sich von dem Kinde trennt und dessen Erbschaft vor der Welt vorläufig geheim gehalten wird. Damit ist das Lebensglück Barbaras zerstört. Sie reißt später, gerührt durch das treue Werben und dem Wunsche des alten Vaters entsprechend, einem andern Manne die Hand und schenkt ihm Kinder, aber ihr Herz weilt bei dem erstn, ihr so grausam entrißenen Sohne. Dieser reißt inzwischen zu großen Dingen heran. In seinem Testament hat Kaiser Karl V., der, ein müder, gebrochener Mann, im Kloster San Juste gestorben ist, den kleinen Johannes als seinen Sohn anerkannt, und König Philipp II. von Spanien erweist sich zunächst dem Halbbruder, der nun Don Juan d'Autria genannt wird, gnädig. Juan steigt zu hohen Ehren und wird schon in jungen Jahren ein ruhmgekrönter Feldherr, aber in Philipp erwacht die Eifersucht wider den tüchtigen Bruder, dessen Ehrgeiz er vernunbert und den er namentlich dadurch kränkt, daß er ihn nicht als Mitglied der königlichen Familie gelten läßt. So findet Barbara, als sie endlich nach vielen Jahren den Sohn wiedersehen darf, nicht einen glücklichen, der sich besser im Glanze des Ruhmes sonnt, sondern einen verbitterten Mann, und sie erkennt, daß das Opfer vergebens war, das sie brachte, indem sie um eines glänzenden Loses für den Sohn willen auf das Mutterglück verzichtete. So klingt der handlungsreiche Roman in der Lehre aus: nicht in Ruhm und Ehre, in äußerer Pracht, sondern in Weisheit immerer Väter ruht das wahre Glück. Das Werk stellt sich den früheren packenden Kulturgemälden des Dichters würdig an die Seite.

— Die hervorragenden Schöpfungen der bildenden Künste in der Gegenwart durch Bild und Wort weiteren Kreisen nahe zu bringen, ist seit 18 Jahren das Bestreben der „Meisterwerke der Holzschneidekunst“ aus dem Verlag von J. J. Weber in Leipzig gewesen, die von jetzt ab in neuer Folge sowohl in vornehmerem Gewand als auch, statt in Monatslieferungen, in quartalsweise erschienenen stärkeren Heften erscheinen. Jedes dieser Hefte wird stets ein in sich abgeschlossenes Ganzes und auch einzeln käuflich sein. Das sechste ausgegebene Heft 2 dieser neuen Serie ist eine vornehm ausgestattete „Eichensuppe“, die auf hartem Kupferdruckpapier im Format von 66 : 70 cm 8 Kunstholzschnitte darbietet, die, ganz abgesehen von dem künstlerisch hochstehenden Wert der Originale, geradezu auf Mustergiltigkeit Anspruch erheben dürfen, was die vollendete Technik der Ausführung anlangt. Der „Weihnachtsmorgen“ des Düsseldorf'schen Meisters Ferd. Brütt stellt das Christkind in ungemein poetischer Weise dar. Hans Holbein's „Madonna mit der Familie des Bürgermeisters Jakob Wieser zu Basel“ giebt jenes Werk des großen Meisters wieder, das ein unvergänglicher Stolz deutscher Kunst ist. Franz Lenbach's Porträt des Fürsten Bismarck aus dem Jahre 1894 ist eine Darstellung monumentalen Gepräges. Gabriel Max führt uns in der „Nachtigall“ eine traumverloren hingeworfene jugendliche Frauengestalt vor, in der sinnlichen und überfüllten unauflöslich verknüpft erscheint. Grünher's „Faltstoff“ ist eine Schöpfung erquicklichen Humors, die nachhaltiger Wirkung sicher ist. Leopold Schunzler's „Zwei Glückliche“ leiten zurück in die ersten Jahre des jetzt zur Reife gehenden Jahrhunderts. Juan Pablo Salinas läßt einen tiefen Blick in das spanische Feiertagsleben thun, während der früh dahingeshiedene Norweger Ludvig Munthe die ganze verborgene Seele eines Winterabends im nordischen Walde erfasst hat. Der verhältnismäßig niedrige Preis der auch als Druckleistung auf der Höhe stehenden Weihnachtsmappe, der ein erklärender Begleittext von dem Feindler beigegeben ist, beträgt nur 8 M.

— Bergtrials. Gedichte von Wilhelm Arminius. Berlin Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 1897. Geh. M. 2.—; eleg. geb. M. 3.—. „Bergtrials“ hat der durch seine Schwarzwaldgedichte „Am den Wilden“ und das viel gesungene Landsknechtlied: „Mädel tomm!“ bereits bekannte Verfasser Wilhelm Arminius sein Wändchen Lyric genannt, das in moderner, geschmackvoller Ausstattung soeben erschienen ist. Innigkeit des Tons, Schlichtheit und Wahrheit des Empfindens zeichnen diese Gedichte besonders aus.

— Deutscher Weinbau und Weinkellerei-Kalender für das Jahr 1897 (7. Jahrgang), herausgegeben von Großh. Ostseeverwalter Heinrich Wärendberger, elegant in Leinen gebunden, Taschentafel-Format, mit Gummiaband, Centimeter-Maß und Tafel. Preis pro Exemplar 2 M., bei Bezug von mindestens 10 Exemplaren 1.50 M. Kreuznach, Ferd. Parrach, Verlagsbuchhandlung. — Dieser bekannte vortreffliche Kalender ist allen Fachleuten aufs wärmste zu empfehlen.

— Neues Kochbuch für die bürgerliche und seine Küche, herausgegeben von Frau Emma Braun. Sechste verbesserte und vermehrte Auflage. Grünstadt, F. Schäffer's Buchhandlung. Preis 2.20 M. Die Verfasserin hat das Problem gelöst, einerseits den Anfängerinnen in der Kochkunst einen praktischen Führer zu bieten, andererseits der wohl-erfahrenen Hausfrau mit ihrem Wuche eine keineswegs als überflüssig erscheinende Gabe zu bieten. Die zahlreichen, bezüglich der Quantität der Zutaten genau erprobten Rezepte dürften den Beifall der besten Köchinnen finden. Nicht zu unterschätzen ist nicht auf die direkten Kochvorschriften zu beschränken, sondern der Hausfrau auch wertvolle andere Richte, die mittelbar und unmittelbar mit der Küche zusammenhängen, zu geben.

Verantwortliche Redaktion: Otto Reuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe Firschtstraße.